

Literarische Umschau

WOCHENSCHRIFT DER BADISCHEN PRESSE

1. Jahrgang

Karlsruhe, 4. Februar 1925

Nummer 4

Hormann Bahr:

Cäsar.

Zu Brandes und Gundolf.

Gundolf, der Sprecher des Kreises der Blätter für die Kunst, bringt, nach seinem „Shakespeare und der deutsche Geist“, seinem Goethe, seinem George, seinem Kleist, seinem Hölderlin, seinem Opitz, uns jetzt einen Cäsar (Verlag Georg Bondi in Berlin), und ihm folgt auf dem Fuße noch ein anderer Cäsar, der des mit seinen zweiundachtzig Jahren noch immer unermüdblichen, unerschöpflichen, sich unverdrossen täglich aufs neue wieder verjüngenden Georg Brandes; Erich Reisch in Berlin ediert jetzt den ganzen Brandes deutsch, an seinen Goethe, seinen Voltaire, seinen Michelangelo schließen sich nun, in neuer Uebersetzung, auch jene „Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“ an, die vor vierzig Jahren mir und dem ganzen damals „jüngsten Deutschland“ den ersten Ausblick und Ausblick zur Weltliteratur gewährten. Der Kreis um George, stolz darauf, niemals dem Zeitsinn nachzugeben, und fast mit einer gewissen Koketterie bedacht, „unzeitgemäß“ zu bleiben, stimmt also hier einmal mit dem beweglichen neugierigen Dänen überein, diesem geborenen Journalisten höchster Art, der freilich zugleich, wie übrigens jeder echte Journalist, ein sattefter Polshistor ist, dem alle Gestalten der ganzen Vergangenheit immer auf den Wink für geschichtliche Parallelen zur Verwendung stehen, aber zur Verwendung im Tagesdienst: denn ihm gilt nur der Tag, Vergangenheit interessiert ihn bloß allenfalls als Mutter von Gegenwart und Zukunft, und läßt er sich doch einmal herab, das Antlitz von gestern sinnend zu betrachten, so sind es die darin versteckten Züge von heute und morgen, denen der Journalist aufschauert. Ganz anders hat Gundolf schon in jungen Jahren für Cäsar geschwärmt, ihm ging es um Cäsar an sich, um die Idee, deren höchster Ausdruck Cäsar ist, allerdings erst für die Nachwelt: denn bei Lebzeiten war er es zunächst noch gar nicht, er wurde sich selber seiner Idee nur allmählich bewußt, er hat sich vielleicht erst in dem Augenblicke rein erblickt, als die feigen Mörder auf ihn einstieken; die reine Gestalt seiner Idee tritt uns eigentlich zum erstenmal in der Leichenrede des Antonius entgegen; mit ihr beginnt das ewige Leben Cäsars, wir wir alle doch uns selber wie den anderen auf Erden ein Geheimnis bleiben, das immer erst der gütig gerechte Tod mit sanfter Hand langsam enthüllt. Auch Achills Gestalt ist selbst von Patroklos noch nicht erblickt worden, sondern erst von Homer; alle großen Männer öffnen sich erst ihrem Plutarch. Darum ist es ein glänzender, ein wahrhaft produktiver und hoffentlich bald auf die Wissenschaft von großen Menschen — und was wäre Geschichte sonst überhaupt, welchen Sinn hätte sie denn sonst? — gewaltig einwirkender Einfall Gundolfs, daß er uns nicht die Begebenheiten, mit denen sich Cäsar bei Lebzeiten herumtschlug, erzählt, sondern die „Geschichte seines Ruhmes“, wie gleich der Unterjah des Titels warnend meldet: Cäsar, mythisch und magisch durch die Jahrhunderte fortwirkend und nach seinem Tode allmählich erst recht zu einer Macht über das Gemüt der abendländischen Völker emporschwebend, die sich der Lebende selbst in den kühnsten Augenblicken seines gerechten Selbstgefühles nicht hätte träumen lassen, Cäsar als ungeheure Mahnung an alle Zukunft, welcher Vollendung der Mensch in seinen höchsten Exemplaren mächtig werden kann, Cäsar als das reinste Beispiel, was Genie durch seine Naturkraft vermag, an Glanz, Anmut und unwiderstehlicher Kraft nur von Heiligen mit der Gnade von oben, niemals aber an selbsteigener Fülle persönlicher Herrlichkeit überboten, Cäsar, jedes Zeitalter wieder von neuem aufregend; Cäsar, durch sein Bild schon den gewaltigsten Staufer, wie dann fünf Jahrhunderte später wieder den anderen großen Friedrich auflösend, Cäsar, der selbst vor Kleist'schem ungenügsamen Bild noch als „der herrlichste Mensch“ stand-

hält, das ist das Thema Gundolfs: die Verklärung Cäsars auf seinem stolzen Gang durch zwei Jahrtausende, deren Helden alle sich am Feuerbrand seiner Gestalt entflamten, ohne daß auch nur einer unter ihnen ihr gleichen durfte, selbst der eine nicht, der wie vom Schicksal eigens zur Anwartschaft darauf vorbestimmt schien, Napoleon, dem nur ein einziger Zug dazu fehlte, doch eben der entscheidende: Cäsars ungetrübte, weltüberlegene, mondheile Herzensheiterkeit, die weder Anmut noch Uebermut kannte; diesen gewaltigsten Feldherrn, Staatsmann und Welt Herrscher hat in seiner blendenden Blüthezeit dennoch niemand jemals ein Zeichen von Ungeduld geben gesehen. Napoleon rief einst aus: Welch eine Ballade war mein Leben! Cäsar hatte noch unter den Dolchstichen der infamsten Verräter, die die Weltgeschichte kennt, sagen können: Welch ein Idyll war mein Leben! Denn kein unreiner Hauch hat jemals seinen klaren Geist getrübt.

Wenn Gundolf Cäsar auf seinem Siegeszuge durch die Nachwelt begleitet, gewissermaßen als Biograph seiner Unsterblichkeit, so setzt Brandes die gleichgültige Miene des strengen Gelehrten auf, der sich eigenes Urteil versagt und die Dinge selber sprechen lassen will, ohne ihnen jemals ins Wort zu fallen: nichts als ihr treuer Sekretär will er sein. Er schont keine Mühe, schont keine Geduld, weder seine noch die des Lesers, der sich schon beim ersten Anblick dieser zwei Bände von zusammen 763 Seiten engen Druckes kaum eines leisen Grauens vor dieser Zumutung erwehren kann, bis er, aufatmend, dann entdeckt, daß dieses so gelehrt aussehende Buch insgeheim ein spannender Roman ist, der Lebensroman des Genies. Brandes gibt sich den Anschein, immer nur zu berichten, am liebsten wörtlich nach den Quellen, aus denen ihm aber offenbar etwas von der Prägung des durchaus sachbeständigen Latein eingeflossen ist, das sich nie begnügt, etwas bloß zu benennen, sondern es dargezeigt oder noch lieber dargeboten haben will. Dem Griechen muß das Leben, wenn er teilnehmen soll, erst zum Schauspiel werden; indem er spricht, idealisiert er schon. Der Römer begreift nur, wonach er zugreifen kann, und so wird ihm auch die Sprache selbst zum Handgriff; sogar den öden Schwäzler Cicero zwingt seine Sprache zu einer an einem so leeren Anwesen bewundernswerten Konsistenz. Garaber in Cäsars Mund klingt Latein, als ob es, von Unbeginn eigentlich nur für ihn geboren, die ganze Zeit schon immer auf ihn gewartet hätte; von ihm erst ausgeflüßt, zeigt es frohlockend, von welcher Anmut alle tatkräftig vollendete Wirklichkeit ist, Wirklichkeit im höchsten Sinne, Wirklichkeit als Erscheinung des Helden. Man hört Brandes an, wie sehr auch ihn die Heldenmusik der Sprache Cäsars, ein Flötenspiel zum ehernen Tritt der Legionen, bezaubert. Zwar dem Annachahmlichen nachzuahmen, hütet er sich klug, aber im Zwiegespräch mit Cäsar hat er ihm auch kein Sprachgeheimnis abgelaußt. Der Vortragsmeister Strakosch verriet seinen Schülern, alle Wirkung der Rede bestehe doch immer nur in der Kunst des Redens, „das Auge des Sages“ dem Hörer zuzuwenden. Niemand hat je besser verstanden, den Blick des Hörers mit leiser, doch unwiderstehlicher Gewalt immer gleich auf das Auge des Sages und dadurch unmerklich dann auch auf das Auge seines magischen Willens zu ziehen als Cäsar. Dies erlaubt ihm dann, sich übrigens jenen Schein von sorgloser, ja fast gleichgültiger Unvoreingenommenheit des sachlichen Berichterstatters zu geben, der seinen Darstellungen ihren unvergleichlichen, durch einen leisen Unterton von Ironie, Selbstironie, Weltironie noch gesteigerten Reiz verleiht. Einen Hauch von diesem stillen Sternenglanz der Sprache Cäsars hat offenbar im langen Verkehr mit ihm auch Brandes empfangen, man merkt an der klaren Luft seines Buches. Keiner von allen gewaltigen Latenmenschen, die wir kennen, hält der lichten Größe Cäsars stand. An ihm gemessen, wirken alle

Plump. Seine Größe schnaubt nie, er läuft auf zarten Sohlen, man hört sie kaum. Neben ihr wird selbst Alexander zum Lärm- macher, Schaumschläger, Windschwäger. Die meisten Großen tun einem ja eigentlich leid, sie leuchten unter ihrer Größe, sie tragen schwer an ihr. Sieht man aber auf Cäsar, so scheint auf der Welt nichts einfacher als groß zu sein, er macht einem wieder Appetit darauf. Die Götter nennt Homer reia zootes die leicht Lebenden. Von dieser Leichtigkeit der Götter Griechenlands war das Leben Cäsars. Er hat früh die Menschen erkennen und verachten gelernt, doch ließ er sie sich dadurch nicht verkehren und blieb ihnen gut, vielleicht weil das auch bequemer ist; sie zu hassen, lohnt die Mühe nicht, mit Ueberhäufung kommt man noch am besten durch. Kein Zug ist überlieft, der darauf deutete, daß er auch zürnen konnte. Er hat die Niedertracht durchschaut, ohne sich auch nur über sie zu wundern, er hat die Wertlosigkeit aller irdischen Güter und die Sinnlosigkeit alles irdischen Wirkens erfahren, ohne sich dadurch im Handeln stören zu lassen; keinem Mißgeschick, keiner Untreue, keinem Verrat gelang es, ihm seine gute Laune zu verderben. Ihm wurde leicht, die Güte selbst zu sein, er achtete keinen Menschen auch nur des kleinsten Unmuts wert. Vercingetorix war der einzige, den er seines Jornes gewürdigt hat. Selbst Kleopatra scheint ihm kaum mehr gewesen zu sein als ein Opium zur Betäubung seiner Unrast.

Denn auch er, auch Cäsar selbst, die hellste, heiterste, jeder erdenklichen Art von irdischem Glück habhafteste Gestalt der Menschheit, dieser so rein ausgewogene, windstill in sich geborgene, wolkenlos strahlende Mann, neben dem Achill als Raufbold, Alexander als Faselhans und Kork der Große barbarisch wirkt, dieses Wunder eines gleichsam schon reif geborenen, im Blühen schon fruchtenden, durchaus unabänderlich immer wechselnden und immer wieder von neuem erstaunlichen Menschen, der einzige Held ohne jede Spur von Eitelkeit, Neid oder auch nur der prahlerischen Lust, nun auch noch zum Schauspieler seiner selbst zu werden, ganz undämonisch, ganz erdenselig, ganz selbstbeglückt, auch er genügte sich dennoch nicht, auch er hatte seinen Wahn, der ihn nicht rasten ließ, auch über diesen Mächtigen unter allen heilig nüchtern Trunkenen war verhängt, nirgends zu ruhen. Er war wistet, einen Raum suchend, der groß genug wäre, das Verlangen seiner Seele zu fassen. Aus dieser Sehnsucht seiner Seele nach einer Welt von seiner eigenen Weite, schob ihm ein ungeheures Wahrtraumbild empor: ihm erschien Europa. Das Wort war längst da. Es wurzelt im Hebräischen; da heißt es aber zunächst nur: Westland. Erst Cäsar gab ihm die gewaltige Wendung zum Norden. Er, selbst die schönste Blüte der mediterranen Menschheit, hat erkannt, daß diese, will sie den ihr eingeborenen Sinn vollenden, die nordische Berührung braucht. Cäsars Reich, auf Afrika fußend, mit der Hand über England, war die Verlobung des Westöstlichen mit dem Nordöstlichen; die Hochzeit kam etwas später: im Barock. Die Landung Cäsars in England, an derselben Stelle, wie dann ein Jahrtausend später die Wilhelms des Eroberers, war eigentlich der Geburtstag Europa's.

Paul Gsell:

Ein Besuch bei Anatole France.

Im A. M. Spaeth-Verlag (Berlin) erscheinen demnächst Gespräche Anatole Frances, gesammelt von Paul Gsell, übertragen von Hans Jakob, aus denen wir den folgenden, Anatole Frances Heim, seine Lebens- und Kunsttätigkeit überaus plastisch darstellenden Abschnitt veröffentlichen.

Durch die Avenue des Bois de Boulogne reiten im Licht des klaren Vormittags lebhaft Amazonen und geschmeidige Reiter, die mit scharfer Wendung den Arc de Triomphe hinter sich lassen.

Auf einer Seite dieser stolzen Straße öffnet sich eine ruhige Sadgasse, deren Symphorien auf französische Art zugestutzt sind. Hier steht die Villa Said.

Die angrenzenden Häuser sind von bescheidener Höhe und machen, trotzdem sie in Paris stehen, den Eindruck von Landhäusern.

Kofert und sauber gepuzt stehen sie hinter ihren efeubewachsenen Gittern. Sie sind das Heim friedlicher Leute, von Kentnern, Künstlern, Schriftstellern, Philosophen.

Anatole Frances Haus trägt die Nummer 5.

Während des Krieges war es lange stumm; sein Herr hatte es verlassen. Es machte den Eindruck einer melancholischen Witwe.

Bergipste Bretter entstellten die Tür und die Fenster des Erdgeschosses, ein Bild der Verwüstung.

Später hat die trostlose Fassade ihre Fenster wieder aufgeschlagen wie Augenlider und sich mit einem neuen Lächeln erleuchtet. Wenn Anatole France nicht in Saint-Cyr-lès-Tours an den Ufern der Loire oder bei Freunden im schattigen Saint-Cloud weilt, kehrt er bisweilen in seine Einsiedelei zurück.

Wir aber wollen diese zierliche Villa Said, diese Behausung des Weißen, beschreiben, wie sie sich zu jener glücklichen Zeit ausnahm, da eine Unmenge Gäste sie aufsuchte.

Schon die grügestrichene Tür war ein Museum. Der Griff der Klingel war eine Bronze, ein kleiner florentinischer Kopf, der mit Anmut und Herzlichkeit die ihn berührende Hand aufnahm. Der Briefkasten war mit antiken Medaillen gesegelt.

Eines Tages machte der Hausherr uns selbst die Honneurs seines Hauses.

Zuerst hatte uns die gute alte Josephine, Herrn Bergerets würdige Haushälterin, empfangen. Ihr Gesicht drückte stets etwas Mißtrauen aus. Sie machte die Tür kaum zur Hälfte auf, sah dem Ankömmling unter den Hut, hielt ihn während dieser Prüfung sorgsam vor der Tür und ließ ihn nur nach reiflicher Ueberlegung herein. Täglich buchstabierte sie auf den vieredigen Karten, die man ihr gab, die Namen von Herzogen, Marquis, Generälen, Akademikern, Bankiers und Ministern. Auf Josephine machte menschliche Größe keinen Eindruck. Sie hatte deren Eitelkeit ermaßen gelernt.

„Ist der Meister zu Hause?“ fragte man sie.

„Der Meister! Der Meister!“ widerholte sie brummend. „Warum nennen Sie ihn Meister? Er meistert nur seine Suppe, wenn er sie isst, und auch dann nur, wenn er sie im Munde hat.“

Diese fastigen Auslassungen zerkaute sie zwischen ihren goldplombierten Zähnen.

Es war nicht unangenehm, die Bediente eines Philosophen so kraftvolle Meinungen äußern zu hören.

Das Vorzimmer floß vor Schätzen über: Persische Fayenzen mit blauen, grünen und roten Kelken, rhodische Töpfereien mit goldläuferfarbigen Reflexen und archaische Statuetten, die auf Konsolen und kleinen Tischen standen. Ein starker Mönch betete seinen Rosenkranz neben einer deutschen Madonna mit vorspringender Stirn und welligem Haar.

Eine zarte italienische Lukrezia durchbohrt sich beständig die Brust.

Die Treppe klimmert von alten goldfarbigen Kirchenfenstern. Schon beim Eintritt erkannte man den Geschmack eines der gelehrtesten und feinsten Sammlers.

Dieses so üppig eingerichtete Vorzimmer erinnerte uns an eine Anekdote:

Eine junge russische Studentin, die gerade in Paris eingetroffen war, hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als Anatole France zu sehen. Nach den Büchern und dem Ruf dieses Schriftstellers liebte sie diesen Freund der Armen und Leidenden. Im Besitz einer sehr herzlichen Empfehlung eilt sie zur Villa Said.

Sie übergibt ihren Brief Josephine, die ihn in den ersten Stock hinausträgt, um den Hausherrn zu benachrichtigen. Anatole ist bereit, die Besucherin zu empfangen.

„Kommen Sie herauf,“ ruft Josephine einfach übers Geländer nach unten. Keine Antwort.

Josephine, die etwas beunruhigt ist, geht nach unten. Das Vorzimmer ist leer. Sie sucht im Speisezimmer und im Salon. Niemand.

„Na, Josephine?“ fragt France, der oben wartet.

„Ja, zum Teufel, ich weiß nicht, wo das Fräulein geblieben ist.“

„He?“

„Sie ist verschwunden.“

„Was erzählen Sie mir da?“

„Ich begreife das nicht. Ich habe überall nachgesehen. Ich kann sie nicht finden. Sie ist fort!“

„Ein reichlich komisches Geschöpf!“

Später erfuhr man des Rätsels Lösung. Sobald die Russin die Schwelle überschritten hatte, war sie von dem raffinierten Luxus, der den Reichtum der prunkvollsten Krösusse überbot, überwältigt worden. So hatte sie sich das Heim eines Apostels nicht vorgestellt. Diese bescheidene Seele, dieses unerdorbene Kind des Skythenlandes mochte nicht gelten lassen, daß die Leidenschaft für schöne Dinge mit einem empfindsamen Herzen in Einklang stehen könne. Etwas wie Angst hatte sie überfallen. Plötzlich hatte sie sich umgedreht, war hinausgegangen, hatte die Tür leicht hinter sich zugezogen und sich schneller entfernt, als sie gekommen war. Und ward nicht mehr gesehen.

Wir hüteten uns, dem Beispiel der russischen Studentin zu folgen: sobald Josephine uns rief, kletterten wir in das Zimmer des Philosophen hinauf.

Anatole France war im Begriff, seinen Kopf dem Barbier anzuvertrauen; mit großer Lebenswürdigkeit — die uns besonders